Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 72 (2005)

Artikel: Die "Nachfolger" Lenins : Weisse, Rote und andere Russen in Zürich
Autor: Maeder, Eva / Glenck, Daniel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1045424

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ostergottesdienst in der russisch-orthodoxen Auferstehungskirche Zürich. Der Priester Oleg Batow steht mit Leuchter und Weihrauchgefäss vor der Festtagsikone, dahinter die Gemeinde, mehrheitlich Russen und konvertierte Schweizer. (Archiv Oleg Batow)

Die «Nachfolger» Lenins

Weisse, Rote und andere Russen in Zürich[1]

Eva Maeder und Daniel Glenck

«Nach 1917 kamen die Flüchtlinge, dann die Ausgewiesenen und schliesslich die Dissidenten. Doch grundsätzlich war die Grenze zu. Bis 1991.» Valérie Florianowna Dauwalder weiss, wovon sie spricht: 1918 in Südrussland geboren, wurde sie 1934 mit ihren Eltern aus der Sowjetunion ausgewiesen, weil der Vater das Schweizer Bürgerrecht besass. Seit 1951 sesshaft in Zürich, hat sie hier die Entwicklung der russischen Gemeinde in drei Phasen miterlebt. Bis 1945 liessen sich hauptsächlich Russlandschweizer und Gegner der Kommunisten in Zürich nieder. Seit den fünfziger Jahren konnten vermehrt Schweizer in die Sowjetunion reisen, bald intensivierte sich der persönliche Kontakt. Mischehen wurden geschlossen, wobei die russischen Frauen ihrem Mann nach Zürich folgten. Nach der Auflösung der Sowjetunion 1991, deren Erbe die Russische Föderation antrat, öffneten sich die Grenzen; gleichzeitig trieb die Wirtschaftskrise zahlreiche Fachkräfte aus dem Land. Einige fanden Arbeit in der Schweiz. In diesen drei Perioden – vor 1945, in der späten Sowjetzeit und seit 1991 – kamen und kommen ganz unterschiedliche Emigranten nach Zürich. Wer sind diese von uns pauschalisierend als Weisse, Rote und Neue Russen bezeichneten Menschen, und was haben sie bei ihrer Niederlassung in Zürich erlebt?[2] Wie entstand aus den unterschiedlichen Gruppen eine russische Gemeinde?

Um diese Frage zu beantworten und den schematischen Vorstellungen ein Gesicht zu verleihen, stellen wir im Folgenden die Biografie von je einem Vertreter dieser drei Migrationswellen vor.[3] Dabei stehen jeweils unterschiedliche Fragen im Zentrum. Der erste Abschnitt schildert das Leben von Valérie Dauwalder und beginnt mit der Auswanderung des Grossvaters nach Russland.[4] Der zweite Teil zeigt, wie Russlandschweizer und Exilrussen in Zürich eine orthodoxe Kirche gründeten, der Valérie Dauwalder nach ihrem Umzug nach Zürich 1951 ebenfalls beitrat. Die damals knapp dreissigjährige Olga T. kam 1983 in die Schweiz, zu einem Zeitpunkt, als eine Ausreise praktisch nur über Heirat möglich war. Im dritten Abschnitt interessiert deshalb, wie sie trotz begrenzter Kontaktmöglichkeiten ihren zukünftigen Mann kennen lernte und schliesslich die Ausreiseerlaubnis erhielt. Im letzten Teil stehen schliesslich die Emigrationserfahrungen des knapp dreissigjährigen Anton K. im Zentrum, der die Sowjetunion nur als Kind erlebt hat und heute in Zürich doktoriert.

Die Geschichte der russischen Emigration nach Zürich kann an diesen drei Beispielen natürlich nicht umfassend dargestellt werden. Doch es wird deutlich, wie sich die Ausreisebedingungen im Laufe der Zeit verändert haben und wie die Vertreter ganz unterschiedlicher Generationen in Zürich gemeinsam und getrennt das russische Erbe pflegten und pflegen. Mit der Niederlassung in Zürich knüpften Valérie Dauwalder,

Olga und Anton an eine länger bestehende Tradition der russischen Emigration in die Schweiz an. Bereits zwischen den 1860er Jahren und 1917 gab es in Zürich eine russische Gemeinde. Ihr gehörten in erster Linie Studentinnen – in Russland durften Frauen nicht studieren – und revolutionär gesinnte Intellektuelle an, denen in Russland Gefängnisstrafen oder Verbannung drohten.[5] Nach 1917 kehrten die meisten in ihre Heimat zurück, während nun die Gegner der Bolschewiki ins Schweizer Exil flüchteten und Russlandschweizer repatriiert wurden.[6]

Einwanderung nach 1917

Valérie Dauwalder ist die Enkeltochter des Fribourger Käsers Florentin Dénervaud, der in den 1880er Jahren in Genf die Tochter eines russischen Gutsbesitzers kennen lernte, ihr in die südliche Ukraine folgte und sie dort heiratete.[7] Dadurch wurde er zum Gutsherrn im Dorf «Nadeschda» (Hoffnung), das hauptsächlich aus einer Strasse und einer kunstvoll gemauerten Backsteinkirche bestand. Er trat zum orthodoxen Glauben über und passte sich dem Lebensstil der lokalen Oberschicht an.[8] Als «aufgeklärter» Gutsherr bemühte er sich um die musterhafte Verwaltung seiner Ländereien und die Veredelung landwirtschaftlicher Produkte. Berühmt war seine Käserei, die Käse in eckigen Formen, «Backsteinen», produzierte.[9]

1890 kam sein ältester Sohn Florian zur Welt, der als Einziger das Erwachsenenalter erreichte. Dieser besuchte in der Hafenstadt Rostow am Don das Knabengymnasium, spielte Theater, machte Musik und beschäftigte sich mit Kunst und Literatur. 1915 heiratete er Vera Morgunowa, die Tochter eines Gutsbesitzers, die damit ebenfalls das Schweizer Bürgerrecht erhielt. Im gleichen Jahr trat er in Jenakiewo, einer Stadt in der südlichen Ukraine, eine Stelle in einer grossen, mit belgischem Kapital gegründeten Eisen- und Stahlfabrik an, wo er in leitender Position arbeitete.[10] Als nach dem Oktoberumsturz 1917 der Bürgerkrieg begann, befand sich Florian Dénervaud auf Geschäftsreise in der Nachbarstadt Mariupol. Er konnte nicht nach Jenakiewo zurückkehren und kam mit seiner Frau notdürftig in Mariupol unter, wo Hunger herrschte und Epidemien kursierten. Die Entbehrungen setzten insbesondere der schwangeren Vera Dénervaud zu. Das am 24. April 1918 geborene schwächliche Mädchen wurde gerade deshalb Valeria, «die Kräftige», getauft.

1919 kehrte Florian Dénervaud in seine inzwischen verstaatlichte Fabrik zurück, in der er für einen Hungerlohn, aber weiterhin in führender Stellung arbeitete. Sein Schweizer Pass schützte ihn vor der Gewalt der neuen Machthaber: «Kobelew [der Vertreter der Bolschewiki] wagte es nicht ihn [den Vater] anzurühren. Doch mehr als einmal rief er ihn in sein Kabinett, liess ihn an der Türe stehen, schoss mit dem Revolver an seinen Ohren vorbei und fragte mit Genuss: ‹Hast Du Angst?›»[11] Seine Frau lebte mit Valeria und ihren Schwestern auf dem enteigneten Gut des Vaters, wo sie als Melkerin arbeitete. Die Familie wurde dreimal zum Umzug in immer schlechtere Wohnungen gezwungen, wenigstens war die Versorgung mit Lebensmitteln einigermassen gesichert.

Nach dem Ende des Bürgerkrieges und dem Übergang zur «Neuen Ökonomischen Politik», die eine Verbesserung der Versorgungslage zum Ziel hatte und zu einer

Jenakiewo, Mitte der zwanziger Jahre. Valérie Dauwalder steht neben ihrem Grossvater, dem Russlandschweizer Florentin Dénervaud, und vor ihrem Vater. Links aussen die Mutter, davor deren Eltern. Bei beiden Familien handelt es sich um ehemalige Gutsbesitzer, deren Kleidung noch immer von Standesbewusstsein zeugt. (Aus: Valérie Dauwalder, Schisn – Ljubow, Rostow-na-Donu 1993, S. 19)

wirtschaftlichen und kulturellen Liberalisierung führte, rückte die Familie wieder in die Oberschicht von Jenakiewo auf. Der Vater wurde Leiter der Planungsabteilung der verstaatlichten Fabrik und erhielt eine stattliche Dreizimmerwohnung an guter Lage. Valeria besuchte nach 1922 die sowjetische Gesamtschule in Jenakiewo, deren Lehrer noch zur alten Garde gehörten und hauptsächlich klassische Literatur und Kunst förderten. Der Direktor akzeptierte, dass Valeria an Feiertagen die Schule schwänzte, um den Gottesdienst zu besuchen. Alle Familienmitglieder waren sehr religiös und folgten den Vorschriften der orthodoxen Religion. Kirchliche Feiertage und russische Kalenderbräuche strukturierten den Jahresablauf.

Die Eltern organisierten in ihrer Wohnung Hauskonzerte und besuchten regelmässig das Stadttheater und das Freilichtkino im Park. An solchen Abenden betreute das Dienstmädchen, eine ehemalige Bäuerin, Valeria und erzählte ihr von Märchengestalten und Geistern des Volksglaubens. Das Kind notierte die Beschwörungsformeln, welche Bäuerinnen im Kampf gegen übersinnliche Mächte verwendeten, und schrieb mit dem gesammelten Material Gedichte und Märchen. Absorbiert von dieser Fantasiewelt, nahm sie kaum wahr, wie sich am politischen Horizont immer bedrohlichere Wolken zusammenzogen.

Das «Gewitter» begann 1932 mit der Schliessung der Kirchen. Valeria sah, wie Vertreter der Kommunistischen Partei die Pfarrkirche ihres Stadtteils verriegelten, und hörte, dass der Priester tot sei. Darauf erkrankte sie an Diphtherie und litt lange an schwerem Fieber. Nach der Genesung besuchte sie wieder den Gottesdienst, in dem ein fremder Priester Fürbitte für den zweiten, nach Sibirien verbannten Priester hielt. Bald wurde das Gotteshaus in eine Handwerkswerkstatt umgewandelt. Im gleichen Jahr begann eine schwere Hungersnot, welche die Eltern zwang, ihre Goldreserven und den Familienschmuck an der staatlichen Wechselstelle gegen Brot zu tauschen. Etwa gleichzeitig erschien die Miliz in der Wohnung und quartierte in einem der drei Zimmer ein Arbeiterehepaar ein. Der Mann war Alkoholiker, prügelte seine Frau und spielte nächtelang besoffen Harmonika. Trotz allem bemühten sich die Eltern, ihr Kulturprogramm fortzuführen. Sie luden weiterhin Musiker zu sich ein und baten an diesen Abenden den neuen Mitbewohner um Ruhe.

Während der ganzen Zeit war die Ausreise offenbar kein Thema, obwohl der Vater als Ausländer und als Mitglied der ehemaligen Oberschicht einer doppelten Gefahr ausgesetzt war.[12] Um sich zu schützen, sprachen die Eltern nur noch russisch. Der Grossvater, bei dem Valeria die Ferien verbrachte, erzählte ihr nichts von seiner früheren Heimat. Möglicherweise schützte diese Strategie der Anpassung vorerst vor einer Verhaftung. 1933 wurde der Vater jedoch zu Zwangsarbeit verurteilt. Zusammen mit Ingenieuren und ehemaligen Adligen musste er in der Steppe den harten Boden mit Hacken auflockern. Als er sich für eine junge Frau wehrte, die sich verletzt hatte, wurde er verhaftet. Eigentlich sollte er erschossen werden, doch die Geheimpolizei zögerte, schliesslich handelte es sich ja um einen Schweizer. Ein obdachloser Junge sah, wie der Vater abgeführt wurde, und informierte Vera Dénervaud. Sie bat die Geheimpolizei in Jenakiewo um ein Telefongespräch mit Woldemar Wehrlin, dem Leiter des Roten Kreuzes in Moskau.[13] Dieser drohte mit internationalen Komplikationen und bewirkte so ein Wunder: Florian Dénervaud kam frei.

Mit offenen Wunden an den Beinen und um zwanzig Kilogramm abgemagert, zog sich der Russlandschweizer mit seiner Frau und der Tochter auf das ehemalige Gut des Schwiegervaters zurück. Nach einem Monat kehrten sie nach Jenakiewo zurück, wo Florian Dénervaud sofort zur Geheimpolizei zitiert und vor die Wahl gestellt wurde, die sowjetische Staatsbürgerschaft anzunehmen oder auszureisen.[14] Beide Eltern beantragten ein Ausreisevisum, doch die Mutter wurde als «Russin» zurückgewiesen. Darauf verlangte die Mutter einen russischen Pass – ein Zeichen, dass sie den sowjetischen Staat nicht anerkannt hatte – und bat Wehrlin um die Erneuerung der beiden Schweizer Pässe.

Erst jetzt, im Januar 1934, erfuhr die knapp sechzehnjährige Valeria, «dass ich gezwungen werde, das Heimatland zu verlassen, all das, was sich mit Grossbuchstaben in mein Leben eingeschrieben hat. Mit umso grösserer Gier zog ich alle Gerüche, Bilder und Farben in mich ein.» Sie schlief wenig und verbrachte die Nächte auf dem Hof, wo ein Nachbarsjunge sie am Tag vor der Abreise bat, dazubleiben und ihn zu heiraten. Sie lehnte ab: «Man hatte mir bereits alles weggenommen, was man dem Herzen wegnehmen kann, es schien, als ob es nicht mehr schlage. Nur Gott weiss, warum ich ihm antwortete: ‹Nein, Mitja, ich werde nur einen japanischen Prinzen heiraten.›»[15]

Nach der Rückwanderung in die Schweiz. Zwischen Florian Dénervaud und seiner Frau die 1943 geborene Tochter Vera Dauwalder, dahinter Valérie Dauwalder mit ihrem Mann Vitalij, ebenfalls ein ehemaliger Russlandschweizer. (Aus: Valérie Dauwalder, Schisn – Ljubow, Rostow-na-Donu 1993, S. 171)

Im Februar trafen die Pässe in Jenakiewo ein. Mitnehmen durfte die Familie nur, was keinen Wert besass: drei Kaffeelöffel, den Samowar und einen alten Reisekoffer. Mit 40 Franken und neun Dollar traf das Trio Ende Monat in Basel ein und fuhr nach Fribourg weiter, der Heimatgemeinde des Vaters.[16]

Hier fasste Valérie Dénervaud, wie sie nun genannt wurde, nach aussen hin rasch Fuss. Die Stadt stellte der Familie eine Wohnung am Rande der Altstadt zur Verfügung, der Vater fand Arbeit in einem Elektrobetrieb, und Valérie lernte in einer Klosterschule (Institut des Ursulines) innerhalb eines Jahres fliessend Französisch. Am ersten Ball der russischen Gemeinde in Bern 1934 lernte sie den Enkel von Christian Dauwalder kennen, mit dem Florentin Dénervaud in den 1880er Jahren nach Russland ausgewandert war.[17] Verbunden durch Biografie und Interessen, wurden die beiden noch am gleichen Abend ein Paar und verlobten sich wenig später.

Innerlich fühlte sich Valérie Dénervaud jedoch fremd und einsam: «Die Sehnsucht nach der Heimat hat mich nie verlassen. Doch damals war sie [die Sehnsucht, E. M.] wie ein Vampir, der mein Blut benötigte und dadurch die Wand zwischen mir und der Umwelt nur grösser werden liess.»[18] Die Stadt Fribourg beeindruckte sie zwar durch ihre mittelalterliche Schönheit, doch hinter dem schönen Schein sah sie nur den hohlen Kern des Katholizismus, einer Religion, die sich ihrer Ansicht nach weit vom wahren

Christentum entfernt hatte. Sie erkrankte an Tuberkulose und fuhr zur Kur in die Berge, wo jedoch das Heimweh nach den Weiten Südrusslands nur stärker wurde. Auf Empfehlung der Ärzte reiste sie nach Italien, wo sie an einem Lager der «jungen Freiwilligen», einer in Paris beheimateten exilrussischen Jugendorganisation, teilnahm. In Rom spielte sie an einem Empfang der Königin Helena von Montenegro mit Erfolg Klavier, worauf der nach Florenz ausgewanderte russische Fürst Kotschubei sie eine Woche zu sich einlud. Der Aufenthalt in einem russischen Umfeld und der Besuch der orthodoxen Kirche gaben ihr etwas von jener Heimat zurück, die sie verloren hatte.

Auch später suchte und fand sie immer wieder Kontakt zu russischen Künstlern, Geistlichen und Adligen.[19] So illustrierte sie beispielsweise im Auftrag von Fürst Michail Kortschakow, der in Lausanne den Verlag «Editions du Rhône» gegründet hatte, die Märchen von Alexander Puschkin. Literatur und Kunst standen (und stehen) im Zentrum ihres Lebens, der Alltag in der Schweiz interessierte sie wenig. 1940 heiratete sie ihren Verlobten Vitalij Dauwalder, 1943 kam die Tochter Vera zur Welt, acht Jahre später erfolgte der Umzug von Fribourg nach Zürich. Hier fühlte sie sich von Anfang an wohl, weil hier zahlreiche Landsleute wohnten und es eine russisch-orthodoxe Kirche gab. Sie sprach weiterhin hauptsächlich russisch und französisch und lernte die deutsche Sprache nur schlecht.

1959 reiste sie mit einer der ersten Gruppen von Exilrussen, die ein Einreisevisum für die Sowjetunion erhielten, nach Moskau – eine Reise, die sie danach mehrmals wiederholte. Seit 1991 fährt sie beinahe jedes Jahr für längere Zeit nach Russland, um Ausstellungen ihrer Bilder zu eröffnen oder an Lesungen teilzunehmen. Eine endgültige Rückkehr steht jedoch für die über 80-Jährige nicht zur Diskussion.

Das Pendeln zwischen Heimat- und Gastland ist typisch für viele Emigrantenfamilien. Spezifisch russisch war jedoch das Schicksal der Familie in den Jahren nach der Oktoberrevolution. Die ehemaligen Gutsbesitzer und Teilhaber einer Fabrik verloren ihr Vermögen und litten unter Hunger, entgingen jedoch dank dem Schweizer Pass weitgehend politischer Repression. Trotz allen Schwierigkeiten blieb Florian Dénervaud in der Sowjetunion, vermutlich weil er sich bereits als Russe fühlte, russische Verwandte hatte und auf bessere Zeiten hoffte. 1934 wurde er jedoch ausgewiesen, weil er nicht auf die Schweizer Staatsbürgerschaft verzichten wollte – drei oder vier Jahre später standen alle Russlandschweizer in der Sowjetunion vor der gleichen Entscheidung. Aus dem Rückblick präsentiert sich dies jedoch als Glücksfall, da ihnen dadurch Schlimmeres erspart blieb. In der Schweiz fasste die Familie Dénervaud wirtschaftlich rasch wieder Fuss, blieb jedoch kulturell entwurzelt. In dieser Situation wurde die Kirche zu einem wichtigen sozialen Zentrum, in dem man Leidensgenossen und politisch Gleichgesinnte traf. Die Geschichte der orthodoxen Gemeinde von Zürich zeigt, mit welchen Schwierigkeiten Einrichtung und Unterhalt eines ständigen Gebetslokals verbunden waren.

Die russisch-orthodoxe Kirche Pokrow (Maria Schutz)

Von über einer Million Flüchtlingen aus Russland fanden nach 1917 nur wenige Aufnahme in der Schweiz. Gleichzeitig kehrten Russen, die bisher in der Schweiz

gelebt hatten – vorwiegend Anhänger sozialistischer Parteien und Studenten – in ihre Heimat zurück. Nur in Genf und Vevey gab es nach dieser Zeit noch eine grössere russische Gemeinde, deren Zentren die beiden in den 1860er und 1890er Jahren errichteten russisch-orthodoxen Kirchen bildeten. In Zürich musste eine solche kirchliche Struktur erst geschaffen werden. Wie das geschah, schildert ein Bericht, den ein Russlandschweizer 1963 zum Dreissigjahrjubiläum der russisch-orthodoxen Kirche in Zürich verfasst hat.[20]

In und um die Limmatstadt lebten in den 1920er Jahren rund zwanzig Exilrussen und Russlandschweizer, die sich gelegentlich zum Gottesdienst in einem gemieteten Hotelsaal trafen. 1933 bildeten schliesslich fünf Frauen eine russisch-orthodoxe Gemeinde, die sie der Maria mit dem Schutzmantel (Pokrow) weihten und der Jurisdiktion der russisch-orthodoxen Kirche im Ausland unterstellten. Diese wurde 1921 von geflüchteten Geistlichen gegründet und hatte ihren Sitz ursprünglich in Serbien. Nach Diskussionen um die religiöse Ausrichtung spaltete sich der Metropolitankreis Paris 1926 von der konservativen Kirchenleitung ab und gründete eine neue Kirche mit Zentrum in New York, der sich auch die Zürcher Gemeinde anschloss.[21]

Der Wunsch nach einer eigenen Kirche in Zürich war gross, doch fehlten die Mittel zum Bau. Die Emigranten hatten sich wirtschaftlich kaum etabliert und litten unter der Wirtschaftskrise der 1930er Jahre besonders stark. Viele konnten den monatlichen Mitgliederbeitrag von 180 Franken nicht aufbringen und bezahlten nur zwanzig oder dreissig Franken in die Gemeindekasse. In die Lücke sprang schliesslich eine mit einem reichen Schweizer verheiratete Russin, die Geld für die Miete eines Gebetslokals zur Verfügung stellte und dafür zur Vorsteherin *(starosta)* auf Lebzeiten gewählt wurde. Zusammen mit drei weiteren Frauen fand sie nach langem Suchen einen Raum, der den Anforderungen der Gemeinde entsprach. Er war zentral gelegen, besass einen getrennten Eingang, und es bestanden Garantien, «keine inakzeptablen Nachbarn wie ein Restaurant, Bar, Dancing oder eine Tanzklasse zu erhalten». Es handelte sich um einen Gewerberaum in einem Mehrfamilienhaus an der Haldenbachstrasse. An diesem Ort trifft sich die Gemeinde noch heute, obwohl sich viele Gemeindemitglieder lange nicht damit abfinden konnten, in einem «Keller» zu beten, und deshalb immer wieder einen Umzug forderten.

Dank zahlreichen Sachspenden entstand rasch ein orthodoxer Kirchenraum. Die Schwesterkirche in Genf stiftete liturgische Geräte und Gebetbücher, Gemeindemitglieder spendeten ihre aus Russland mitgebrachten Ikonen; die Ikonostase, laut Valérie Dauwalder ein Werk des bekannten russischen Künstlers Wasnezow, stammt aus einem ausgemusterten russischen Kriegsschiff. Zwei Schneiderinnen aus der Gemeinde nähten die Altartücher und Gewänder des Priesters. Bei der Eröffnung der Kirche fehlten einzig noch die Seitentüren der Ikonostase und die hinter dem Altar aufgestellte Ikone der Gottesmutter, die Schutzpatronin der Gemeinde, die später hinzugefügt wurde. Nur der mit Linoleum bedeckte Boden erinnerte die Kirchenbesucher daran, dass sie sich eigentlich in einem Zürcher Mietshaus befanden.

Bereits am Ostersonntag 1934 fand der erste Gottesdienst statt, ein denkwürdiges Ereignis: «Niemand, weder der Priester, Chor noch die Wächterin an der heiligen Truhe[22] waren auf den hohen Feiertag und die ungewöhnlich grosse Anzahl von Betenden vorbereitet. Es nahmen viele Vertreter der reformierten Geistlichkeit,

Theologen der Zürcher Universität, reformierte Schweizer [...] und die ganze orthodoxe Kolonie teil. Der Chor, der zum ersten Mal eine Osterliturgie sang, blieb oft stecken, es war unerträglich stickig, es fehlten Prosphoren in der Heiligen Truhe [...], und Wachs tropfte auf die Bücher. Alles zeigte deutlich, dass wir noch viel lernen mussten», so fasst der Jubiläumsbericht die feierliche Einweihung zusammen.

Die grösste Schwierigkeit bestand in der Suche nach einem ständigen Priester: «Zu Beginn der dreissiger Jahre herrschte in der Schweiz wie in anderen Ländern eine Wirtschaftskrise. Ausländer, besonders Russen, liessen die Machthaber nicht gerne ins Land, gab es doch hier bereits genug Arbeitslose. Deshalb gab es nur wenige [russisch-orthodoxe] Priester und erst recht keinen allein stehenden – einen Priester mit Familie zu unterhalten, konnte sich die Gemeinde nicht leisten.» Die Vorsteherin der Gemeinde wandte sich schliesslich an das direkte Oberhaupt der Kirche, den Bischof von Genf, der einen Priester aus Wien nach Zürich sandte. Nach zwei Jahren trat der Erzpriester David Tschubow an dessen Stelle. Dieser war ursprünglich Priester in einem Kosakenregiment und verliess Russland 1920 mit der Wrangel-Armee. In Zürich fand der hohe Geistliche Unterkunft bei einem Gemeindemitglied. Er betreute gleichzeitig die kleineren russisch-orthodoxen Gemeinden in Basel, Bern und Davos und leitete in Davos die Abdankung des Grossfürsten Dimitri Pawlowitsch, eines Angehörigen der Zarenfamilie.[23] Als «letzter Dienst für das in der Fremde verstorbene Mitglied des Kaiserhauses nähten die russischen Frauen von Zürich in aller Eile die russische Trikolore und die Andreas-Flagge, mit welcher der Priester den Sarg bedeckte».

Eine beträchtliche Herausforderung bildete auch die Ausbildung des Kirchenchors. Dieser Aufgabe stellte sich der musikalisch gebildete Russlandschweizer Wladimir Alfredowitsch Boss, der einmal wöchentlich mit den anfänglich fünfzehn Mitgliedern übte. Die Noten hatte der Priester mit seiner Wirtin von Hand geschrieben, später erhielt die Gemeinde eine vollständige Partitur. Boss organisierte auch ein Wohltätigkeitskonzert, mit dessen Erlös die Schulden der Gemeinde bezahlt wurden.

Ab den vierziger Jahren reichten die Einnahmen aus Spenden und Mitgliederbeiträgen aus, um die Unterhaltskosten und den Lohn des Priesters zu decken. Die Gemeinde hatte sich etabliert und konnte ihre Grösse dank Zuzügern aus anderen Städten bewahren. Valérie Dauwalder wurde 1951 Mitglied und hielt das Gemeindeleben mit Konzerten und Lesungen in Schwung.

In dieser Zeit trafen die ersten Vertreter der zweiten, «sowjetischen» Migration in Zürich ein. Es handelte sich um Frauen, die beim Internationalen Jugendfestival 1957 einen Schweizer kennen gelernt und später geheiratet hatten. Obwohl in der Regel beide der kommunistischen Partei nahe standen, waren die bürokratischen Hindernisse bei der Auswanderung enorm. Die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Helsinki, an der sich die Sowjetunion 1975 zur Einhaltung der Menschenrechte verpflichtete, führte endlich zu Erleichterungen bei der Ausreise: Emigranten konnten nun die sowjetische Staatsbürgerschaft behalten und wurden nicht länger gezwungen, alle Brücken hinter sich abzubrechen. Gleichzeitig begannen immer mehr Menschen aus dem Westen, in die Sowjetunion zu reisen, und es kam häufiger zu persönlichen Begegnungen. Was es dabei allerdings zu überwinden galt, war die Furcht vieler Sowjetbürger vor dem Ausland.

Spaziergang mit Folgen: Ausreise aus der Sowjetunion

Ulrich, ein junger Architekt aus Zürich, war fasziniert von der russischen Kultur und fuhr 1975 zum ersten Mal nach Moskau, um an der Patrice-Lumumba-Universität für Völkerfreundschaft Russisch zu lernen.[24] Ihm gefiel, dass er unbegleitet die Stadt besichtigen durfte und dabei von gewöhnlichen Leuten angesprochen wurde. Fünf Jahre später absolvierte er einen zweiten Kurs am Puschkin-Institut. Allerdings fielen nun Begegnungen wesentlich schwerer. Die Moskauer schienen beschäftigter und hetzten umher, ohne sich für den Ausländer zu interessieren.

Die Physiklehrerin Olga gehörte zu jenen Sowjetbürgerinnen, denen es nicht im Traum eingefallen wäre, einen Ausländer anzusprechen. Sie erinnert sich: «Wir waren gleichzeitig neugierig und vorsichtig, schliesslich wusste man nicht, ob es ein Tourist oder ein Agent ist.» Woher hätte sie das auch wissen sollen? 1954 in Frunse, der Hauptstadt von Kirgistan (heute Bischkek), geboren, kam sie im Alter von achtzehn Jahren zum Studium nach Moskau. Von der Welt hatte sie ausser dem Elternhaus und dem Wohnheim nicht viel gesehen. Welch eine Überraschung, als sie 1975 durch eine Bekannte unerwartet einen jungen Mann mit einem knallroten Pullover kennen lernte – Ulrich.[25] Olga verhielt sich vorsichtig, schliesslich hatten die Eltern und Verwandten vor der Begegnung mit Ausländern gewarnt. Ulrich hingegen fand sofort Gefallen an ihr und bat nach einigen Treffen im Freundeskreis um einen Spaziergang.

Olga überwand ihre Furcht und sagte zu. Sie sollte es nicht bereuen: «Wir trafen uns am Ausgang der Metrostation ‹Botanischer Garten›. Es war Ende Juli, ganz warm und wunderschön. Ich war zum ersten Mal hier, konnte kaum glauben, dass der botanische Garten von Moskau so schön ist …» Beim Abschied offerierte ihr Ulrich eine Karte für ein Ballett. Sie willigte sofort ein, weil sie Ballett liebte.

An diesem Abend brach das Eis endgültig. Nach Ulrichs Rückkehr in die Schweiz schrieben sich die beiden zuerst regelmässig, drei Jahre lang. Ulrich hatte bereits nach wenigen Monaten um ihre Hand gebeten. Doch Olga fürchtete sich, bei der Ausreise ihren Pass zu verlieren und nicht mehr in die Heimat zurückkehren zu können. Zudem erhoben die Eltern und Verwandten Einspruch: «Es gibt doch genug russische Männer!» Schliesslich willigte sie ein, zur Probe in die Schweiz zu fahren. Doch dazu erhielt sie nur als verheiratete Frau eine Bewilligung. Ulrich kam also 1982 wieder nach Moskau, wo sie im schönsten, für Ehen mit Ausländern reservierten Standesamt getraut wurden: «Für die Einladungskarte zur Heirat fuhren wir direkt in den botanischen Garten, natürlich. Wo anders als hier hätten wir uns fotografieren sollen?»

Nach der romantischen Trauung dauerte es noch volle sechs Monate, bis Olga 1983 ihren Auslandpass erhielt und das Flugzeug nach Zürich besteigen konnte. Gleich bei der Ankunft am Flughafen in Kloten fiel ihr das Angebot der Geschäfte auf: «Im Marinello gab es Südfrüchte, von denen man in Moskau keine Ahnung hatte […], und im Café gab es wunderschöne Biergläser. Ich kannte vom Studentenheim her ja nur unästhetisches Geschirr.» Doch bald lernte sie auch die Schattenseiten der Schweiz kennen: «Mich erschütterte, dass man für alles bezahlen musste, sogar für Bildung und Gesundheitsvorsorge. Die Bibliothek zum Beispiel, das war bei uns gratis.» Neu war für Olga auch privater Landbesitz: «Ulrich erklärte mir das Schild ‹Privatweg›: ‹Da darf man nicht gehen.› Ich verstand nicht, wie man Land kaufen und sagen konnte: ‹Das ist mir!›»

Moskau, Botanischer Garten. Hier kamen sich Olga und Ulrich erstmals nahe, hier posierten sie für das Bild, das mit der Einladung zum Hochzeitsfest verschickt wurde. Frisch vermählt präsentieren Olga und Ulrich auf dem Roten Platz in Moskau ihre Eheringe. (Bilder von Olga)

Gleich nach dem Tag ihrer Ankunft fuhr sie mit ihrem Mann zum Stadthaus und liess sich eine Identitätskarte ausstellen: «Das ging ganz schnell, weil Frauen damals noch nach der Heirat automatisch Schweizerinnen wurden. Erst später wurde die fünfjährige Probezeit eingeführt.» Obwohl es ihr gut gefiel, kehrte sie nach Ablauf der drei Monate in die Sowjetunion zurück, zum Erstaunen ihrer Bekannten: «Sie verstanden nicht, warum ich nicht gleich da blieb. Doch ich wollte nicht heimlich

verschwinden, sondern mich ordentlich abmelden.» Als Lehrerin, die keine staatlichen Geheimnisse kannte, stellte man ihr auch keine administrativen Hürden entgegen.[26] Wohl aber moralische: «OVIR [die russische Fremdenpolizei] verlangte eine Bestätigung der Eltern, dass sie die Ausreise erlaubten. Natürlich haben diese es sich gut überlegt und versucht, mir das Ganze auszureden. Man wusste nicht, was kommen würde. Das alles war noch neu, unerforscht.»

Auf dem gleichen Amt traf sie aber auch eine Frau, die bereits im Westen war und ihr erklärte, dass «dort auch nur Menschen leben, mit ihren guten wie schlechten Seiten». Dieses Gespräch half ihr, standhaft zu bleiben. Nach einem halben Jahr erhielt sie den zur ständigen Niederlassung im Ausland benötigten Pass und bezahlte dafür einen doppelten Monatslohn – diese hohen Kosten sollten wohl Interessierte abschrecken. Die Ausreise schob sie um einen Monat auf und fuhr nach Kirgistan, um sich zu verabschieden. Insgeheim fürchtete sie noch immer, nach der Ausreise das sowjetische Bürgerrecht zu verlieren. Als die sowjetische Botschaft nach ihrer Ankunft in Zürich ihren Pass registrierte und gleich wieder zurückgab, war sie erleichtert, dass sie ihre Heimat nicht verloren hatte, sondern jederzeit zurückkehren konnte.[27]

Olga immatrikulierte sich an der Universität, wurde jedoch schon bald schwanger: «Es tat mir leid, die Uni aufzugeben, doch ich hatte Angst, dass es danach zu spät sei für ein Kind. Das Wort ‹Wunschkind› verstand ich nicht. In Russland dachte man so: ‹Es hat ein Kind gegeben, nun muss man heiraten.›» Dass Olga in der neuen Heimat bald Mutter wurde, hatte auch einen Vorteil: Durch die Tochter fand sie leicht Kontakt zu den Nachbarinnen und lernte das Leben in der Schweiz nun auch von seinen alltäglichen Seiten her kennen. Sie war überrascht, dass hier so viele Geschäfts- und Amtsbriefe geschrieben werden, erhielt man doch in der Sowjetunion kaum je Post vom Staat. Doch bald merkte sie, wie viel Zeit die offizielle Korrespondenz beanspruchte. Nun verstand sie besser, warum «die Schweizer immer so beschäftigt sind. In Russland hat man viel mehr Zeit für Familie und Freunde.»

In den ersten Jahren von Olgas Aufenthalt nahm sie regelmässig an Anlässen in der sowjetischen Botschaft in Bern teil, weil sie da ein Stück Heimat fand. Noch heute spricht sie Landsleute an, die sie auf der Strasse trifft, und erkundigt sich nach dem Leben in Russland oder der korrekten Verwendung neuer Fremdwörter im Russischen. Der Bedarf nach solchen Informationen ist gross, verändert sich doch das Vaterland nicht nur in sprachlicher Hinsicht verblüffend schnell. Gelegenheit zu Kontakt gibt es seit einigen Jahren genug. Die Auflösung der Sowjetunion 1991 hat die jüngste und bisher grösste Ausreisewelle aus Russland ausgelöst. Die Biografie des knapp dreissigjährigen Chemikers Anton K. illustriert diese Entwicklung.

Von Sibirien nach Zürich: Einwanderung seit 1991

Anton K. stammt aus Akademgorodok, dem «Wissenschaftlerstädtchen», das 1957 ausserhalb von Novosibirsk gegründet wurde.[28] Sein Vater ist ein bekannter Kernphysiker, die Mutter Chemikerin. Anton schlug den gleichen Weg wie seine Eltern ein, stiess dabei jedoch auf viel schlechtere Bedingungen. Das sowjetische System schlitterte allmählich in eine Krise, die sich im Verlauf der achtziger Jahre noch verschärfen

sollte. Die Lehrer an der Gesamtschule waren mit Nebenbeschäftigungen wie dem Anbau von Gemüse oder Nachhilfestunden beschäftigt und vernachlässigten ihre Schüler. Nur weil Anton zu Hause einen Fernkurs in Mathematik und Chemie absolvierte, bestand er nach Schulabschluss 1992 die Aufnahmeprüfung für die Universität Novosibirsk.

Im Unterschied zu heute war das Studium damals für alle kostenlos. Doch die Dozenten und Mitarbeiter erhielten ihren Lohn nur mit grossen Rückständen und lebten hauptsächlich von internationalen Stipendien und Forschungsaufträgen. Wenigstens durften die Bewohner von Akademgorodok nun frei in den Westen reisen – noch in den achtziger Jahren galten sie als «Geheimnisträger» und erhielten nur in Ausnahmefällen und bei Begleitung durch ein Parteimitglied ein Ausreisevisum. Anton nahm 1997 an einem Studentenaustausch mit der Technischen Universität von Dresden teil und lebte 1998 drei Wochen bei einer Familie in Hannover. Hier besass er zum ersten Mal Gelegenheit, die an der Uni erworbenen Deutschkenntnisse anzuwenden.

Trotz guter Noten fand Anton nach dem Abschluss seines Chemiestudiums 1998 nur eine schlecht bezahlte Stelle als Assistent am Lehrstuhl für anorganische Chemie, wo er 25 Franken monatlich verdiente. An eine eigene Wohnung war nicht zu denken. Sogar für den «Ausgang» am Samstag fehlte das Geld. Eine neue Skiausrüstung konnte er sich nur leisten, weil die Eltern ihre Ersparnisse opferten. Anton erinnert sich: «Man musste etwas machen. Wir haben viel davon gehört, dass ein Doktorat in Deutschland möglich ist und die Studenten ein gutes Leben haben.»

Anton besass Chancen, eine solche Stelle zu bekommen, da die Universität Novosibirsk einen guten Ruf geniesst. Auf Empfehlung sandte er seine Bewerbungsunterlagen einem Zürcher Professor, der ihn tatsächlich als Assistenten einstellte. Im Herbst 1998 traf Anton in Zürich ein und bezog ein Zimmer in einem Studentenheim. Er fühlte sich auf Anhieb wohl in der «wirklich europäischen Stadt mit den vielen grossen Kirchen, den sehr, sehr freundlichen Menschen», dem milden Wetter und der hügligen Landschaft. Hier genoss er bisher unbekannte Möglichkeiten, konnte reisen, skilaufen, an der Fasnacht teilnehmen, beim Fernsehen zwischen fast fünfzig Programmen wählen. Schwierig waren die ersten Monate an seinem neuen Arbeitsplatz, dem Labor des Lehrstuhls für Chemie. Die Kollegen halfen ihm nach Möglichkeit, doch fehlte es an älteren Betreuern. In Akademgorodok gab es auf einen jungen zehn alte Mitarbeiter, in Zürich ist das Verhältnis umgekehrt – fünf Doktoranden unterstehen einem Betreuer. Selbständiges Arbeiten ist gefragt, doch die dazu nötigen Geräte wie das elektronische Mikroskop – Anton untersucht winzig kleine Objekte – waren damals in Akademgorodok noch kaum verfügbar.

Heute, nach über fünf Jahren, hat sich Anton gut eingelebt und möchte seine Arbeit in der Schweiz, in Deutschland oder in den USA fortsetzen. Eine Rückkehr nach Russland kann er sich schlecht vorstellen. In jüngster Zeit wurden in Akademgorodok viele Institute umgebildet, und der Lohn von Wissenschaftlern ist eher noch gesunken. Zudem fand auch Antons Vater Arbeit in der Schweiz. Ob es allerdings gelingt, die Aufenthaltsbewilligung ein weiteres Mal zu verlängern, ist noch offen.

Anton ist mit seiner Sorge um die Zukunft nicht allein. Auf dem gleichen Weg wie er, durch einen zeitlich befristeten Arbeitsvertrag, fanden seit 1991 mehrere hundert Russen Aufnahme im Kanton Zürich.[29] Dabei handelt es sich in der Regel um Männer,

In neuem Glanz – die russisch-orthodoxe Auferstehungskirche, ein Zentrum russischer Kultur in Zürich. (Archiv Oleg Batow)

von denen viele ihre Familien nachgezogen und die sich in der Fremde gut eingelebt haben. Falls sie nicht mit einer Schweizerin verheiratet sind, müssen sie allerdings das Land nach Ablauf des Arbeitsvertrages wieder verlassen. Zu dieser Gruppe zählen aber auch russische Prostituierte, die als Tänzerinnen angestellt wurden. Die bekannte Schriftstellerin Ljudmila Ulitzkaja stellt deren immer nach dem gleichen Muster erzählte Lebensgeschichten in ihrem neuesten Roman «Die Lügen der Frauen» vor.[30]

Die meisten Einwanderer kommen auch heute durch Heirat nach Zürich, wobei in der Regel die Frau aus Russland stammt. Viele dieser Immigrantinnen besitzen einen russischen Studienabschluss, der jedoch in der Schweiz nicht anerkannt wird, und bieten deshalb als Ausweg Dienstleistungen für Russen und an Russland Interessierte an. So gibt es heute in Zürich unter anderem drei russische Kindergärten, die monatlich erscheinende Zeitung «Russkaja Schwejzarija», ein russisches Lebensmittelgeschäft und das Kulturzentrum «Okno» (Fenster).

Mittelpunkt der Russen in Zürich ist die russisch-orthodoxe Auferstehungskirche. Sie entstand 1936 als Abspaltung von der oben erwähnten Maria-Schutz-Kirche und unterstellte sich schon bald dem Patriarchen von Moskau. Die meisten russischen Emigranten, die heute nach Zürich kommen, wählen diese Kirche, die «Filiale» der russischen Kirche im Ausland. Einige entscheiden sich jedoch auch für die im Exil

entstandene Gegenkirche, die Maria-Schutz-Gemeinde.[31] Die Gemeinde der Auferstehungskirche wuchs seit 1991 so rasch, dass das ursprüngliche Gebetslokal, eine Dreizimmerwohnung an der Kinkelstrasse, den Anforderungen nicht mehr genügte. Bei einer Pilgerreise nach Bari beschlossen deshalb russische Geschäftsleute, der Kirche ein Gebäude zu schenken. Unter der Leitung des Priesters Oleg Batow erwarb die Gemeinde das ehemalige Kirchgemeindehaus der Chrischona-Gemeinde, setzte jenem einen Zwiebelturm auf und baute den Versammlungssaal zur orthodoxen Kirche um. In den Nebenräumen entstand ein Gemeindezentrum mit einem Kindergarten, einer Spielgruppe und den ersten Klassen der Primarschule.[32]

Die Emigranten, die nach 1917 nach Zürich kamen, haben vermutlich von einem solchen Angebot nicht einmal zu träumen gewagt. Doch wie unterscheiden sich die Erfahrungen, welche die Weissen, Roten und Neuen Russen bei der Auswanderung machten? Um diese Frage zu beantworten, werden wir abschliessend aus den Aussagen von Valérie Dauwalder, Olga, Anton und weiteren Einwanderern einige allgemeine Schlüsse ziehen.[33]

Exilrussen und Russlandschweizer kamen nach 1917 und in den dreissiger Jahren auf oft abenteuerlichen Wegen nach Zürich. Hier wurden sie eher feindlich empfangen, da man sie als Konkurrenten auf den ausgetrockneten Arbeitsmarkt erlebte und die Gemeinden sich vor Sozialausgaben fürchteten. Die Väter erlebten hier oft einen beruflichen Abstieg, die Mütter, wenn es sich um Russinnen handelte, gaben offenbar häufig ihren Beruf ganz auf. Die Kinder hingegen durchliefen das Schweizer Schulsystem und fanden vielfach den Weg an die Universität. Der Ort, an dem die Bindung an Russland aber weiter gepflegt wurde, war die russisch-orthodoxe Auslandskirche.

Auswanderer, welche die Sowjetunion in den Nachkriegsjahren verliessen, erlebten – vereinfacht gesprochen – hautnah die Unterschiede zwischen sozialistischem und kapitalistischem System. Sie begegneten hier einem als oft beschämend reich wahrgenommenen Warenangebot, vermissten dafür den für Sowjetbürger selbstverständlichen kostenlosen Zugang zum Gesundheitswesen und den günstigen Eintritt bei kulturellen Veranstaltungen. Die meisten waren ohne Kirche aufgewachsen und hatten auch in der Emigration nicht unbedingt das Bedürfnis, der Kirche beizutreten. Um Landsleute zu treffen, nahmen sie vielmehr an Empfängen der sowjetischen Botschaft teil.

Für die russischen Emigranten, die sich in jüngster Zeit in Zürich niedergelassen haben, ist Marktwirtschaft nichts Neues mehr. Die westliche Kultur- und Warenwelt ist ihnen bereits von der Heimat her vertraut. Hingegen müssen sie sich bei der Arbeit an neue Abläufe, Geräte und Sprachen gewöhnen. Um Landsleute zu treffen, genügt heute ein Spaziergang in der Altstadt oder der Besuch der Buchhandlung PinkRus, eines auf russische Literatur und Kultur spezialisierten Geschäfts.

Wichtiger als die Unterschiede erscheinen die gemeinsamen Muster in den Biografien der Einwanderer. Zu allen Zeiten handelte es sich hauptsächlich um Frauen, die sich dauerhaft in Zürich niederliessen. Als Mütter sorgten sie dafür, dass ihre Kinder russisch lernten und orthodox getauft wurden. Gleichzeitig verfügten viele Einwanderer über eine Hochschulbildung. Sie sprachen bereits etwas deutsch oder englisch. Dies erleichterte die Integration und erlaubte die Wahrung des bisherigen sozialen Status. Schliesslich hielten und halten alle Emigranten den Kontakt mit

Verwandten und Freunden in der Heimat aufrecht. Dadurch leisten sie einen kleinen, aber wichtigen Beitrag zur besseren Verständigung zwischen beiden Ländern. «Auswanderer sind», um abschliessend nochmals Olga das Wort zu erteilen, «kleine Brücken, schmale Verbindungen, die über Jahre hinweg zwischen beiden Ländern vermitteln.»

Anmerkungen

1 Unser Dank richtet sich in erster Linie an Valérie Dauwalder, Olga T. und Anton K., ohne die dieser Artikel nicht entstanden wäre. Wichtige Informationen verdanken wir auch Maria Bankoul, Ernst Baumeler, Paul Keller, Valeria Iwantschenko, Eliane Leutenegger, Peter Niederhäuser und Gabor Rittersporn.

2 Mit dem Begriff «Russen» meinen wir auch die «Russländer», also auch Emigranten aus Russland, die nicht ethnische Russen sind, sowie Ukrainer und Weissrussen.

3 Valérie Dauwalder hat ihre Lebensgeschichte auf Russisch veröffentlicht, ihr Name wird deshalb ausgeschrieben. Olga und Anton erzählten hingegen ihre Erlebnisse zum ersten Mal öffentlich. Auf ihren Wunsch verwenden wir hier eine anonymisierte Version ihres Namens.

4 Der Begriff «Russlandschweizer» bezeichnet die rund 20'000 Schweizer, die sich seit dem 17. Jahrhundert im Russischen Reich niedergelassen haben. Dokumente zur Geschichte der Russlandschweizer werden an der Abteilung für Osteuropäische Geschichte an der Universität Zürich gesammelt und im Russlandschweizer-Archiv (RSA) aufbewahrt. Dazu: Bühler, Roman et al.: Schweizer im Zarenreich. Zur Geschichte der Auswanderung nach Russland (Beiträge zur Geschichte der Russlandschweizer 1), Zürich 1985.

5 Neumann, Daniela: Studentinnen aus dem Russischen Reich in der Schweiz (1867–1917) (Die Schweiz und der Osten Europas 1), Zürich 1987; Leutenegger, Eliane und Sovilj, Slavica: Der Stellenwert der Schweiz für die revolutionäre Emigration aus dem Zarenreich im internationalen Vergleich, in: Goehrke, Carsten und Zimmermann, Werner (Hg.): «Zuflucht Schweiz». Der Umgang mit Asylproblemen im 19. und 20. Jahrhundert (Die Schweiz und der Osten Europas 3), Zürich 1994, S. 459–504; Schischkin, Michail: Die russische Schweiz. Ein literarisch-historischer Reiseführer, Zürich 2001, S. 80–129.

6 Bankowski, Monika et al. (Hg.): Asyl und Aufenthalt. Die Schweiz als Zuflucht und Wirkungsstätte von Slawen im 19. und 20. Jahrhundert, Basel 1994, S. 410–412; Collmer, Peter: Die Schweiz und das Russische Reich 1848–1919. Geschichte einer europäischen Verflechtung, Zürich 2004, S. 546–554.

7 Der folgende Abschnitt stützt sich auf das Gespräch von Daniel Glenck mit Valérie Dauwalder vom 9. 3. 2004, auf das Gespräch von Daniel Glenck und Eva Maeder mit Valérie Dauwalder vom 20. 8. 2004 sowie auf die Autobiografie von Dauwalder: Schisn – Ljubow [Leben ist Liebe], Rostow-na-Donu 1993.

8 Die sprachliche und kulturelle Assimilation an die russische Umgebung war typisch für Schweizer, die den Aufstieg in die Oberschicht schafften, siehe Goehrke, Carsten: Die Auswanderung aus der Schweiz nach Russland und die Russlandschweizer. Eine vergleichende Forschungsbilanz, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 48 (1998), S. 291–324.

9 Tschudin, Gisela: Schweizer Käser im Zarenreich. Zur Mentalität und Geschichte ausgewanderter Bauernsöhne und Töchter (Beiträge zur Geschichte der Russlandschweizer 3), Zürich 1990.

10 Ein Vergleich mit den Russlandschweizern, die unmittelbar nach 1917 in die Schweiz zurückkehrten, zeigt, dass die Familie Dauwalder finanziell wie sozial zur Spitzengruppe der Russlandschweizer gehörte. Siehe Lengen, Markus: Ein Strukturprofil der letzten Russlandschweizer-Generation am Vorabend des Ersten Weltkrieges, unveröffentlichte Lizentiatsarbeit, Zürich 1997.

11 Dauwalder (wie Anm. 7), S. 98.

12 Nach der Einführung der Planwirtschaft und der Zwangskollektivierung 1930 kehrten 141 Russlandschweizerfamilien in ihre Heimat zurück, bis 1941 waren es schliesslich über 600; vgl. Voegeli, Josef: Die Rückkehr der Russlandschweizer 1917–1945, unveröffentlichte Lizentiatsarbeit, Zürich 1979, S. 17.

13 Zwischen der Schweiz und der Sowjetunion bestanden in der Zwischenkriegszeit keine diplomatischen Beziehungen. Bis 1936 duldete die sowjetische Führung, dass der IKRK-Vertreter in Moskau konsularische Funktionen übernahm; siehe Fayet, Jean-François und Huber, Peter: Die Russlandschweizer ohne Schutz? Die IKRK-Mission in Moskau als verdecktes Konsulat, 1921–1938, in: Studien und Quellen/Etudes et Sources 28, 2002, S. 153–187.

14 Mit dem politischen Terror verschärfte sich das staatlich geschürte Misstrauen gegen die Fremden. 1938 wurden alle Russlandschweizer vor die Wahl gestellt, Sowjetbürger zu werden oder auszureisen.

15 Dauwalder (wie Anm. 7), S. 103.

16 Ein Jahr später wurde der Grossvater, Florentin Dénervaud, ausgewiesen: RSA, Einreiseakten der Grenzpolizei, Ordner 9, Akten 1934 und 1935.

17 Vitalij Dauwalder war mit seinen Eltern 1931 in die Schweiz zurückgekehrt: RSA, Einreiseakten der Grenzpolizei, Ordner 9, Akten 1931.

18 Dauwalder (wie Anm. 7), S. 125.

19 In Genf und Vevey lebten seit dem Ende des 19. Jahrhunderts besonders viele Russen, Anhänger der Monarchie wie Revolutionäre. Nach der Revolution bestand in Genf eine Gemeinde fort, der 1966 250 hauptsächlich ältere Mitglieder angehörten. Siehe Grézine, Ivan: Les Orthodoxes Russes en Suisse Romande, Genève 1999, S. 130.

20 Prawoslawnaja russkaja zerkow v Zjuriche za 30 let ee suschestwowanie. Eine Kopie des Berichtes befindet sich im RSA. Die folgenden Zitate stammen aus diesem Bericht.

21 Stricker, Gerd: Russisch-orthodoxe Gemeinden in der Schweiz. Vortrag an der Zürcher Volkshochschule vom 27. 5. 2003. Wir danken Herrn Stricker für das Manuskript.

22 Hier befanden sich die Prosphoren, die Hostien, die anfänglich vom Ehepaar Scaracini – dem Namen nach Tessiner oder Bündner, von denen in Russland viele als «Zuckerbäcker» gearbeitet hatten – und später von Valérie Dauwalder gebacken wurden.

23 Im Luftkurort Davos waren 1912 über 3'000 russische Bürger registriert. Der Bau einer Kirche war geplant, wurde jedoch durch den Weltkrieg verhindert. Vermögende Exilrussen setzten diese Tradition nach dem Weltkrieg offenbar fort, ihre Geschichte ist jedoch kaum erforscht; siehe Bischof, Petra: Russen in Davos, in: Halter, Ernst (Hg.): Davos. Profil eines Phänomens, 2. Auflage, Zürich 1997.

24 Dieser Abschnitt stützt sich auf das Gespräch von Eva Maeder mit Olga vom 24. 4. und 26. 8. 2004. Die Lumumba-Universität wurde 1960 mit dem Ziel gegründet, Studenten aus Lateinamerika, Afrika und Asien auszubilden. Vgl. Hessler, Julie: The Patrice Lumumba University for the Friendship of the Peoples: Crucible of Racial Conflict or Solidarity? Vortrag an der AAASS-Jahreskonferenz in Toronto, 20.–23. 11. 2003. Wir danken Julie Hessler für das Manuskript.

25 Die leuchtende Farbe unterschied sich vom Grau, das laut dem Historiker Karl Schlögel die sowjetischen Städte dominierte: «Der vorherrschende Ton in sowjetischen Zeiten war, sieht man vom Blutrot der Fahnen und Transparente ab, Grau, Grau in unendlich vielen Schattierungen. Das Grau war der Preis für die Abwesenheit von Extremen, Exaltationen und Extremismen. Aufzufallen war riskant, nicht herauszuragen war eine der ersten Tugenden im Kampf ums Überleben.» Siehe Schlögel, Karl: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, Wien 2003, S. 398.

26 Personen, die durch ihren Beruf in Staatsgeheimnisse eingeweiht waren, wie beispielsweise Arbeiter in der Rüstungsindustrie, Forscher und Geografen, unterstanden einem Ausreiseverbot oder mussten sehr lange auf die Bewilligung warten.

27 Die Sowjetunion hat zumindest in den sechziger und siebziger Jahren die Einbürgerung in einem fremden Land nicht anerkannt. Auswanderer mussten sich beim nächstgelegenen Konsulat registrieren lassen und erhielten einen «Konsularpass». Die Registrierung, möglicherweise sogar die Erlaubnis des Konsulats, war Voraussetzung, um die Heimat besuchen zu dürfen; freundlicher Hinweis von Gabor Rittersporn.

28 Das Städtchen war ein Produkt der sowjetischen Wirtschaftspolitik, bei der ein Grossteil der Ressourcen in die Spitzen- und Rüstungstechnologie floss. In den sechziger Jahren arbeiteten hier rund 65'000 Forscher in über vierzig Instituten, heute dürften es höchstens noch 10'000 Personen sein. Vgl. Josephson, Paul: New Atlantis Revisited. Akademgorodok, the Siberian City of Science, Princeton 1997.

29 1991 hielten sich vermutlich etwa 200 Menschen aus Russland im Kanton Zürich auf. 1999 waren es bereits viermal mehr, seither hat sich die Zahl erneut verdoppelt. Die genaue Anzahl der in Zürich

lebenden Russinnen und Russen ist unbekannt, da ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung weiterhin unter einem Prozent liegt und deshalb statistisch nicht erfasst wird. Vgl. Karlin, Marina: Kto my, russkie, schiwuschtschie zdes?, in: Russkaja Schwejcarija, Nr. 1 (2004), S. 6. Beerli, Irina: Moj musch – schwejcarez, in: Russkaja Schwejcarija, Nr. 2 (2004).

30 Ulitzkaja, Ljudmila: Die Lügen der Frauen, aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt, München 2003.

31 Dank dem Beitritt serbisch-orthodoxer Gläubiger wächst auch diese Gemeinde in jüngster Zeit wieder an.

32 Batow, Oleg: Russkij chram v Zjuriche, in: Russkaja Schwejcarija, Nr. 1 (2004), S. 10.

33 Einbezogen in diesen Vergleich sind Erzählungen von Russlandschweizern, die bereits veröffentlicht wurden: Collmer, Peter (Hg.): Die besten Jahre unseres Lebens. Russlandschweizerinnen und Russlandschweizer in Selbstzeugnissen, 1821–1999, Zürich 2001; Keller, Paul und Maeder, Eva: «Da war die Schokoladenzeit zu Ende. Erinnerungen eines Fabrikantensohnes, in: Lüthi, Madeleine, Maeder, Eva und Tarchanova, Eléna (Hg.): Schweizer in Sankt-Petersburg. Zum 300-jährigen Jubiläum der Stadt Sankt-Petersburg, St. Petersburg 2003, S. 597–601.